

Der Trost kommt im Schutzanzug

In den Spitälern bereiten sich die Seelsorger auf Patienten vor, die hoch ansteckend sind und nur noch Menschen in Schutzkleidung sehen werden.

Janine Hosp

Publiziert am 24. März 2020 um 21:32 Uhr



Covid-19 ist eine einsame Krankheit.

Ein Arzt in Italien hält einem Covid-19-Patienten das Tablet für einen Videoanruf mit seinen Angehörigen hin.

Keystone

Wenn Axel Fabian Trost spenden oder Zuwendung geben möchte, dann desinfiziert er erst gründlich seine Hände. Er zieht sich eine Hygienemaske über Mund und Nase, eine Schutzbrille über die Augen und tastet sie dann nicht mehr an. Er bindet sich eine Schürze um, zieht Schutzhandschuhe über und lässt sich dann ins Zimmer des Erkrankten schleusen.

Axel Fabian ist Pfarrer und Seelsorger im Kantonsspital Winterthur. Er ist sich bewusst, dass er so gekleidet nicht besonders vertrauenserweckend erscheint. Vielleicht sogar abschreckend.

Zurzeit bereiten sich die Seelsorger und -sorgerinnen in den Schweizer Spitälern darauf vor, was in den nächsten Tagen und Wochen auf sie zukommen könnte. So gut es in dieser Situation geht. Sie erarbeiten zusammen mit den Spitälern Richtlinien und regeln etwa, wann sie beigezogen werden und wie dies vonstattengehen könnte. Und sie platzieren ihre Telefonnummern und Mailadressen überall dort, wo sie von jenen gefunden werden können, die sie brauchen.

**«Es ist immer möglich, zusammen zu sprechen,
traurig zu sein, aber auch zu lachen»**

Pfarrer Axel Fabian

Axel Fabian betreut zurzeit einen jüngeren Patienten, der auf die Resultate seines Covid-19-Tests wartet. Für beide ist die Situation gewöhnungsbedürftig. Der Patient sieht eine Gestalt in Schutzkleidung vor sich, kann ihre Mimik nicht lesen und hört ihre Stimme nur gefiltert durch den Mundschutz.

Und der Pfarrer, der sich normalerweise ans Spitalbett setzt und – sofern die Situation und der Patient es wollen – die Hand des Patienten hält, muss nun mindestens zwei Meter Distanz halten, selbst wenn er einen Segen zuspricht.

Daneben ist die einzige Segnungshandlung, die er noch vornehmen kann, sich zu bekreuzigen. So werden Worte und Gesten zu seinem wichtigsten Instrument. «Es ist aber noch immer möglich, zusammen zu sprechen, zu weinen, traurig zu sein, aber auch zu lachen», sagt der Pfarrer.

Nur noch Abschied von Sterbenden

Covid-19 ist eine einsame Krankheit. In Italien dürfen Angehörige ihre Nächsten, die mit dem Virus infiziert sind, nicht mehr im Spital besuchen, wie sie etwa «Spiegel online» erzählten. Einmal am Tag ruft der Arzt aus dem Spital an. Wenn er keine guten Nachrichten hat, dann sehen die Angehörigen ihren erkrankten Verwandten nie mehr.

Unter welchen Umständen Angehörige in der Schweiz Patienten besuchen können, klären zurzeit viele Spitäler ab. Beim Berner Inselspital und beim Zürcher Universitätsspital heisst es, man möchte es zumindest ermöglichen, dass sich die Familie von Sterbenden verabschieden könne.

Dafür würden sie eine Ausnahme vom allgemeinen Besuchsverbot machen. So könnten zurzeit einzelne Angehörige in Schutzkleidung auf die Intensivstation gehen. Die Situation kann sich aber rasch ändern. Am Universitätsspital Zürich ist bis jetzt noch niemand am Virus gestorben.

**«Es ist eine furchtbare Vorstellung für Angehörige,
dass sie ihren kranken Verwandten nicht besuchen dürfen.»**

Hubert Kössler, Co-Leiter der Seelsorge im Inselspital

«Viele Angehörige sind in grosser Not, weil sie ihre Lieben nicht besuchen können», sagt Rita Famos, Leiterin der Abteilung Spezialseelsorge der reformierten Kirche des Kantons Zürich. Diese allein schickt 39 Seelsorger und- sorgerinnen in die Spitäler; kaum jemand von ihnen arbeitet Vollzeit, es wäre zu belastend.

«Sie werden aber nun alle gebraucht», sagt Rita Famos. Laien könne man in dieser Zeit nicht einbeziehen, sie wüssten zu wenig Bescheid über die speziellen Vorkehrungen in den Spitälern; in Italien haben sich etliche Priester angesteckt, die sich um das Seelenwohl kümmerten. «Wir hoffen, dass wir alle gesund bleiben, und tun das Mögliche dafür», sagt Famos.

In dieser Situation können die Seelsorgerinnen und -sorger stellvertretend für die Familie zum Erkrankten gehen – und dieser nach dem Besuch berichten, wie es dem Patienten geht. «Für Angehörige ist es wertvoll, zu wissen, dass jemand im Spital ein offenes Ohr für ihre Sorgen hat», sagt die Pfarrerin.

Mit dem Smartphone ans Spitalbett

Hubert Kössler, katholischer Co-Leiter der Seelsorgeteams des Berner Inselspitals, geht davon aus, dass er und seine Arbeitskollegen eher die Angehörigen betreuen werden als das Familienmitglied, das im Spital liegt; die Ärzte müssen jenen Personen, die schwer erkrankt und deren Lungen angegriffen sind, einen Schlauch durch den Mund in die Luftröhre legen, damit sie genug Sauerstoff bekommen. Das geht nur, wenn diese unter Narkose sind.

«Es ist eine furchtbare Vorstellung für Angehörige, dass sie ihren kranken Verwandten nicht besuchen dürfen, der isoliert in einem Spitalzimmer oder auf der Intensivstation liegt», sagt Kössler. Sein Team hat bis jetzt erst einen Patienten betreut, der am Virus erkrankt ist, er selbst noch keinen.

Wie aber kann ein Seelsorger den Angehörigen helfen? «Ich kann ihnen die Bürde nicht abnehmen. Aber ich kann ihnen zuhören, sie trösten und die Situation mit ihnen aushalten.» Wenn sie nicht gläubig oder nicht mit dem Beten vertraut seien, müsse er eine andere, stimmige Form finden, um ihnen Halt zu geben. Etwas, das sie über die Distanz verbinde: ein Fotoalbum anschauen und sich gemeinsam an schöne Momente erinnern, einen Brief an den Erkrankten schreiben oder auch nur drei SMS mit dem, was sie ihm unbedingt noch sagen wollen.



Auch in der Schweiz möglich: Videochat eines Coronapatienten mit Angehörigen in Italien.
Keystone

Hubert Kössler kann sich gut vorstellen, dass das Smartphone oder das Tablet gerade in dieser Situation eine wichtige Rolle spielen könnten. Dass Angehörige, wie es die «Tagesschau» kürzlich in einem Beitrag zeigte, per Videoübertragung mit ihrem Nächsten sprechen oder ihn noch einmal sehen können. Auch die Seelsorger werden künftig wohl mehr mit den Patienten telefonieren, denn der Aufwand, sich selbst zu schützen, ist gross.

Wenn Pfarrer Axel Fabian und seine Teamkolleginnen und -kollegen durch die Gänge des Winterthurer Kantonsspitals laufen, kommen auch immer wieder Angestellte auf sie zu. Sie, die zurzeit in vielen Spitälern bis an ihre Grenzen und darüber hinaus gefordert sind, haben auch selbst Sorgen. Manche können länger nicht nach Hause zu ihrer Familie oder haben selbst Eltern, denen es gesundheitlich nicht gut geht. So sind die Seelsorger letztlich für das ganze Haus da.